

PROLOG

Ich möchte den Organisatoren dieser Veranstaltung meinen Dank aussprechen für die Ehre, diese Festrede zu halten. Das Ibero-Amerikanische Institut ist eine der bedeutendsten Einrichtungen auf dem Gebiet der iberoamerikanischen Kultur. Davon konnte ich mich selbst während eines Besuchs in Berlin vor einigen Jahren überzeugen. Ebenso, als uns 2017 verschiedene Vertreter des Instituts in der Argentinischen Nationalbibliothek aufsuchten, deren Direktor ich damals war.

Eine der größten Sünden ist - verlässlichen Quellen der Kirche zufolge - der Neid. Ich beichte Ihnen jetzt, dass ich mich dieser Todsünde schuldig gemacht habe, als ich einen Eindruck von den fantastischen und außerordentlichen Beständen des Ibero-Amerikanischen Instituts sowie der Weisheit und Präzision gewonnen habe, mit der seine Wissenschaftler*innen dieses weite Feld der Kulturen unserer Länder erforschen.

Wie wir schon seit Senecas Zeiten verstanden haben, ist die Anhäufung von Kultur noch keine Kultur, so lange die angesammelten Werke nicht von ernsthaften Lesern studiert und analysiert werden. Das Ibero-Amerikanische Institut ist vorbildlich in beiderlei Hinsicht: im Reichtum seiner Sammlungen und im Hinblick auf die Intelligenz seiner akademischen Untersuchungen. Meinem Neid als Bibliothekar begegnet das Institut mit der Tugend der Großzügigkeit – der Großzügigkeit, seine Schätze und sein Wissen zu teilen.

In der argentinischen Nationalbibliothek war das Institut für uns eine wichtige Referenz. „Wenn wir es nicht haben, dann hat es bestimmt *el Institut*“ so pflegten wir zu sagen. Und in den meisten Fällen war es tatsächlich so.

Heute möchte ich Sie beglückwünschen im Namen der Leser*innen, Wissenschaftler*innen und Bürger*innen, die sich für die Kulturen Iberoamerikas interessieren, für die enorme und nutzbringende Arbeit, die Sie über die Jahre vollbracht haben und dank der das Ibero-Amerikanische Institut zu einem glücklichen Vorbild geteilten Wissens werden konnte!

Die Bibliothek als ethisches Streben

Eines Nachmittags im April oder Mai des Jahres 56 a.C. verschickte Cicero von seinem Landsitz in Anzio einen Brief an seinen Freund Atticus voller Huldigungen und Details aus seinem Alltag: „Es würde mich freuen, wenn Du mich besuchen kämst“, „Du wirst staunen, wie hervorragend Tiro meine Bibliothek hergerichtet hat. Was von ihr geblieben ist, ist in besserem Zustand als ich erwartet hatte. Dennoch würdest Du mir einen großen Gefallen tun, wenn Du mir zwei Bibliothekssklaven schicken könntest, damit sie Seiten kleben und auch sonst Tiro in anderen Aufgaben zur Hand gehen. Und ich werde sie anweisen, Pergamentschnipsel zur Herstellung von Titelstreifen zu besorgen, die die Griechen, glaube ich, *sillybi* nennen.“ Tiro war ein Grammatiklehrer, der als Kriegsgefangener nach Rom gelangt war und dem jungen Cicero einige Jahre zuvor als Lehrer zur Seite gestellt worden war. Die Bibliothek von Marcus Tullius Cicero wird schließlich bis zur Perfektion geordnet und katalogisiert sein.

Cicero war ein Jahr zuvor nach Rom zurückgekehrt, nachdem Clodius, der kurz zuvor zum Tribun gewählt worden war, ein neues Dekret auf den Weg gebracht hatte. Dieses verwehrte dem römischen Philosophen „Wasser und Feuer“ (*aquae et ignis interdicto*), d.h. den Aufenthalt in einem Umkreis von 400 Meilen um Rom. Aus Verzweiflung ließ sich Cicero das Haar wachsen und kleidete sich in Trauer. Die Gefolgsleute von Clodius beschimpften ihn auf der Straße und schmissen Steine und Exkreme nach ihm. Möglicherweise haben sie auch seine Bibliothek geplündert. Der Senat und die Konsuln bewahrten Stillschweigen aus Angst vor einer gewaltvollen Reaktion der Masse. Julius Cäsar erklärte von seinem Lager außerhalb Roms aus mit unverhohlener Schadensfreude, dass er unter diesen Umständen nichts unternehmen könne, um die Schikanen abzustellen.

Cicero hatte die stoische Philosophie sowohl in Rom als auch in Athen studiert und suchte Trost in dem „was übrig war“ von seiner Bibliothek. Er schrieb an Atticus: „Seit Tiro Ordnung in meinen Büchern geschaffen hat, habe ich den Eindruck, dass mein Haus eine Seele gewonnen hat.“ Und seinem Freund Varro, Besitzer einer üppigen Bibliothek, gab er den Rat, den man heute

aufgedruckt auf T-Shirts und Bechern findet: „Wenn Du eine Bibliothek in einem Garten hast, wird es Dir an nichts fehlen.“ Dieser stoische Rat war ganz offensichtlich an ihn selbst gerichtet.

Im Rom Ciceros war die Mehrzahl der Gebäude, die für Privatbibliotheken bestimmt waren, nicht für den Zweck erbaut worden, Bücher zu beherbergen. Vielmehr war eine *biblioteca* ein zusätzlicher Raum in einem Flügel des Hauptgebäudes, versehen mit Regalen für die Papyrusrollen und Wachstafeln, häufig in der Nähe eines Gartens oder Hofes, einfach gehalten oder pompös je nach sozialer Stellung des Besitzers.

Die Bibliothek von Cicero, wenn auch bescheidener als die seines Freundes Varro, war ohne Zweifel gut sortiert. Der römische Jurist vertraute darauf, in seinen liebevoll über die Jahre gesammelten Bücher nicht nur den ersehnten Trost sowie Warnungen vor der Begrenztheit menschlichen Wissens zu finden, sondern auch das positive Abbild seiner eigenen ethischen Tugenden.

Im Oktober jenes Jahres 56 a.C. schrieb er seinem Bruder Quintus, der in Gallien stationiert war: „Sei nicht untätig. Und glaub nicht, dass das *Erkenne Dich selbst* nur dafür erfunden wurde, um unsere Eitelkeit zu unterdrücken. Es bedeutet auch, dass wir uns unserer eigenen Tugenden bewusst sein müssen.“

Für Cicero war seine Bibliothek nicht nur die Seele seines Hauses, sondern auch, in einem tieferen Sinn, die seiner Person. Seine Rhetorikkunst, perfektioniert, um seine politische Karriere voranzutreiben, nährte sich aus Lektüre und Studium der griechischen Philosophie während seiner Jugend in Rom und Athen und in seinen reiferen Jahren, wobei er auf seine eigene Bibliothek zurückgriff und auf die Bibliotheken seiner Freunde. Allerdings wusste Cicero nur zu gut, dass ihm seine geliebten Bände nicht als Verteidigung gegen die mörderischen Verschwörungen seiner politischen Feinde dienen würden. Bücher stellten für ihn vielmehr eine Hoffnung auf Besseres in den ihm verbleibenden Lebensjahren dar.



Der Tod findet seine Erlösung im Geist einer Bibliothek. In einem Aufsatz über die Freundschaft schrieb Cicero: „Ich stimme nicht überein mit jenen, die in jüngster Zeit die Auffassung vertreten, dass Seele und Körper beide gleichzeitig vergehen und dass alles durch den Tod ausgelöscht wird. Für mich hat die antike Überzeugung mehr Gewicht. Die Überzeugung unserer Vorfahren, die den Toten respektvoll huldigten, was sie sicherlich nicht getan hätten, wenn ihnen diese Riten sinnlos erschienen wären. Eben jener Glauben derjenigen, die auf diesem Boden lebten und die über ihre Prinzipien und Leitlinien die hohe Kultur nach Griechenland brachten, die – offen gestanden – heute verfallen ist, aber in jenen Zeiten blühte.“ Cicero vertraute darauf, dass seine Bibliothek ihm, ausgehend von den griechischen Klassikern, eine Art intellektuelle Unsterblichkeit bescheren würde.

Der Wunsch, dass eine Bibliothek ein Zentrum des Lernens sei, ein Ort, wo wir an der Weisheit unserer Großen über die uns von ihnen vermachten Bücher teilhaben können, ist eines der Grundkonzepte der Stoiker, deren Lehren Cicero als Leser bewunderte, auch wenn er ihren Leitlinien im politischen Leben nicht Folge leistete. Ebenso wenig wie Seneca dies tat, der unter dem Joch von Nero diente und gleichzeitig ein ethisches Leben predigte. Dennoch vertraten sowohl Seneca als auch Cicero die Überzeugung, dass man seine Vorfahren wählen könne und diese Vorfahren nicht zwingend unsere Großväter und Urgroßväter sein müssten, sondern genauso die Autoren in unseren Bücherregalen, Aristoteles, Platon und der Rest der antiken Weisen sein könnten. Die stoische Bibliothek war in großen Teilen eine Bibliothek heroischer Träume.

Um die sechzehn Jahrhunderte später, dank der Kapriolen der Gegenreformation, spaltete sich der so von Cicero geschätzte Dialog mit unseren griechischen Vorfahren in zwei entgegengesetzte sprachliche Lager. Die Bibliotheken der katholischen Länder wandten vielen Büchern, die in der ehrwürdigen Sprache Platons geschrieben waren, den Rücken zu, da sie in Rom nun mit den Ungeheuerlichkeiten Luthers in Verbindung gebracht wurden.

In Spanien, Portugal und einem großen Teil Frankreichs sammelten die Bibliotheken der Aufklärung seit den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts vor allem lateinische Werke: Vergil anstelle von Homer, Seneca anstelle von Herodot. Wenn die Griechen überhaupt präsent waren, dann nur über die lateinischen Versionen. Petrarca, der 1345 in Verona eine Sammlung von Briefen

Ciceros an Atticus entdeckt hatte, beklagte, dass sich in seiner Bibliothek ein schönes Manuskript der Ilias befände, dass er nicht lesen könne, da er des Griechischen nicht mächtig sei.

Fünf Jahrhunderte später hatten die Anführer der Unabhängigkeitsbewegungen in den Kolonien Südamerikas, die im Geist der Gegenreformation und der Romantik erzogen worden waren, die Werke von Cicero auf dem Nachttisch. Von ihm lernten sie die Rhetorikkunst, die Techniken politischer Strategie und den Gebrauch eines verfeinerten literarischen Stils, ebenso wie die Verpflichtungen der Freundschaft und die verborgenen Vorteile, die sich mit dem Alter einstellen. Die Bibliotheken dieser Männer (denn es waren in der überwiegenden Mehrheit Männer) von Mexiko-Stadt bis Lima, von Caracas bis Buenos Aires, konnten sich rühmen das ciceronianische Denken in Ehren zu halten und bei keiner juristischen Untersuchung (sie waren überwiegend Anwälte) durfte ein Exemplar der Korrespondenz Ciceros fehlen.

Die Ideen von Demóstenes und Aristoteles gediehen in Lateinamerika, aber überwiegend über Cicero und oft gefiltert durch die Lektüren der Freigeister der Französischen Revolution. Aufgrund dieser Lektüren wurde bei diesen Amerikanern das Konzept genährt, dass eine Bibliothek einen essentiellen Bestandteil einer gebildeten und souveränen Nation ausmacht. Wesentlich nicht nur, um die Seele zu erziehen, sondern auch die Identität eines jeden Bürgers und des gesamten Konglomerats, das wir Gesellschaft nennen.

Im Jahr 1810, beim Versuch die Provinzen des Río de la Plata vom Joch der spanischen Krone zu befreien, schlug der junge Anwalt Mariano Moreno als eine der ersten Handlungen des revolutionären Rats die Schaffung einer Nationalbibliothek vor, die jenseits jeder Zensur über alle Art von Büchern verfügen sollte. „Die Wahrheit trägt, wie die Tugend, ihre unumstößlichste Rechtfertigung in sich“, schrieb Moreno in *Sobre la libertad de escribir* („Über die Freiheit zu schreiben“), veröffentlicht in *La Gaceta de Buenos Aires* am 21. Juni 1810. “Wenn man sie diskutiert und ventiliert, erscheinen sie in ihrer ganzen Pracht und Brillanz; wenn man dagegen den Diskurs einschränkt, werden Geist wie Materie dahinvegetieren; und Irrtum, Lügen, Sorgen, Fanatismus und Brutalität werden zur Währung zwischen den Völkern und dauerhaft in den Untergang, Ruin und Elend führen.“ Moreno begründete die Notwendigkeit einer „Bibliothek für

alle“ unmissverständlich: „Wenn die Völker nicht aufgeklärt werden und wenn ihre Rechte nicht allgemeines Maß werden, wenn die Menschen nicht ihre Würde kennen und nicht wissen, was sie vermögen und was man ihnen schuldig ist, werden neue Illusionen die alten ablösen und nach einiger Zeit des Zögerns inmitten von tausend Unsicherheiten wird es vielleicht unser Schicksal sein, zwar die Tyrannen zu wechseln, aber nicht die Tyrannei selbst zu zerstören.“

Diese grundlegenden Worte sind das „Nachleben“ dessen, was Diderot ein halbes Jahrhundert zuvor verfasst hatte und was Moreno zweifelsohne gelesen hatte: „Ein Volk zu bilden bedeutet, es zu zivilisieren“ (schrieb Diderot). „Die Bildung auszulöschen bedeutet, es in seinen Urzustand der Barbarei zurückzusetzen.“ Vielleicht war es jene würdige Idee, die der Argentinier Ernesto Quesada im Kopf hatte, als er dem preußischen Staat Ende der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts seine Bibliothek mit mehr als achtzigtausend Bänden schenkte. Eine Schenkung, die – Sie wissen es besser als ich – am Anfang des 1930 gegründeten Instituts stand.

Die Sorge Morenos vor einer neuen Tyrannei war mehr als berechtigt. Die Bibliothek mit dem Namen Biblioteca Pública de Buenos Aires (als Nationalbibliothek wurde sie erst ab 1844 bezeichnet) erfüllte nicht die Erwartungen. Gegründet im ciceronianischen Sinn als „Ort der Geistesbildung“ konnte sie mit ihrer schlichten Existenz nicht den Aufstieg des ersten argentinischen Diktators Juan Manuel de Rosas verhindern.

Charles Darwin, der Rosas auf seiner Reise auf der Beagle kennengelernt hatte, bezeichnete ihn als außergewöhnliche Persönlichkeit. Rosas stimmte überein und gestand „ich fühlte immer Bewunderung für die autokratischen Tyrannen“. Die Manipulation von Wahlen erschien ihm als geeignetes Mittel, um politische Stabilität zu erlangen, denn „die Mehrheit der Bevölkerung ist unwissend“. Darwin war klar, dass sich „Rosas unausweichlich in einen Diktator verwandeln“ würde, wobei er ironisch anmerkte, dass „diese Leute, in Republiken wie jener, die Bezeichnung König verachten“. Der argentinische Historiker Carlos Ibarguren charakterisierte Rosas als einen Autodidakten, der kein Interesse an Theorien oder literarischen Konzepten hatte. Für Rosas war „das Leben die große Lehrerin“. Die anti-intellektuelle Bewegung in Argentinien hatte ihren Anfang genommen.

Der Staatsterrorismus Rosas wurde von der Geheimpolizei, der *Mazorca*, ausgeführt, wobei die Einheit der Gruppe in den Vordergrund gestellt wurde, ähnlich wie bei den *fasces* Mussolinis. Die Geheimpolizei brach in das Zuhause der Mitglieder der Opposition ein, verhaftete, wen sie wollte, folterte und tötete. Vielen Oppositionellen schlitzen sie die Kehle auf oder schnitten die Zunge ab, andere wurden die Geschlechtsteile oder die Kopfhaut entfernt. Man schätzt, dass zwischen 1829-1852 um die zweitausend Personen durch die Killer Rosas zu Tode kamen – eine Vorahnung der Gräueltaten der *Junta Militar* der neunzehnhundertsiebziger Jahre. Wie uns jede Bibliothek offenbart, neigt die Geschichte dazu, sich auf deprimierende Weise zu wiederholen.

1852 war das letzte Jahr der Tyrannei von Rosas. Ein Caudillo aus der Provinz Entre Ríos, Juan José Urquiza, besiegte Rosas in der Schlacht von Caseros mit der Unterstützung Brasiliens. Rosas floh verkleidet in einem Schiff Richtung England und starb verbittert 1877 im Exil. „Nicht das Volk hat mich gestürzt,“ sagte er, „es waren die Affen, die Brasilianer“.

Unter der Tyrannei von Rosas blieb die Öffentliche Bibliothek von Buenos Aires bestehen, aber nicht mehr, um Morenos angestrebten Zweck zu erfüllen, das Volk nach den ethischen Grundsätzen Ciceros zu erziehen. Der "Restaurator der Gesetze", wie Rosas sich selbst nannte, begann die gefährliche Praxis, den Posten des Direktors der späteren Nationalbibliothek in einen politischen Posten umzuwandeln, eine Praxis, die in Argentinien bis heute in Kraft ist. Rosas setzte einen brillanten Wissenschaftler auf diese Stelle, Pedro de Angelis, erster Nationalhistoriker, der 1830 eine glühende Biografie des Tyrannen geschrieben hatte. Rosas beauftragte De Angelis, von der Bibliothek aus die "intellektuellen Projekte" der Regierung bekannt zu machen, was dazu führte, dass De Angelis von den meisten seiner intellektuellen Zeitgenossen verachtet wurde.

Während der Zeit von Rosas flüchteten viele argentinische Intellektuelle vor der Bedrohung durch die *Mazorqueros* ins Ausland, vor allem nach Uruguay, und versuchten, den ursprünglichen Geist der nun weit entfernten Öffentlichen Bibliothek am Leben zu erhalten. Esteban Echeverría, einer der bedeutendsten argentinischen Schriftsteller der Zeit und erbitterter Gegner von Rosas, bekräftigte seinen Wunsch, für seine leidende Heimat echte Meinungsfreiheit zu erlangen. „Der Tyrann“, schrieb Echeverria in seinem *Dogma Socialista*, "hat seinen Thron der Ungerechtigkeit

auf den Trümmern der Anarchie errichtet", eine Gefahr, auf die bereits Platon, Aristoteles, Polybius und Cicero hingewiesen hätten. Nur die Aufklärung des Volkes würde eine solche Katastrophe in Zukunft verhindern. In besseren Zeiten würde die Bibliothek diesem edlen Zweck dienen.

In einer seiner letzten Erzählungen, *Utopía de un hombre que está cansado* ("Utopie eines müden Mannes"), erklärte Borges, dass das, was wir Geschichte nennen, eine ständig überarbeitete und veränderte Erzählung ist, in der die Dämonen der Vergangenheit zu den Heiligen der Zukunft werden. Einhundertsechunddreißig Jahre nach dem Tod Rosas, im Jahr 2013, wurde unter der Regierung von Cristina Kirchner und mit Mauricio Macri als Regierungschef der Stadt Buenos Aires eine städtische U-Bahn-Station auf den Namen Juan Manuel de Rosas getauft. *Sic transit...*

Aber warum erzähle ich Ihnen das? Warum auf die Geschichte einer Bibliothek als aufgeklärtem Streben nach einer neuen Nation zurückkehren, die in den Traditionen der alten Welt verwurzelt ist? Weil ich glaube, dass diese Geschichte eine Lehre hat.

Meine Frage ist folgende: Wie ist es möglich, dass eine neue Nation (oder eine alte Nation), die auf der Überzeugung aufgebaut ist, eine mächtige kulturelle Institution als Fundament zu haben; eine Institution, die in der Lage ist, die Erinnerung an ihre alten Verbindungen und ihre aktuellen Erfahrungen zu bewahren; die in der Lage ist, ihre Bürger in Meinungsfreiheit und bürgerlicher Ethik zu erziehen, ihren hohen Zweck und ihre edle pädagogische Absicht beiseite lässt? Wie ist es möglich, dass die Dinge in einem solchen Maße zu Grunde gehen?

Meiner Ansicht nach gibt es mindestens drei mögliche Antworten darauf.

Erstens: Jede kulturelle Einrichtung ist im gleichen Maß mächtig und effizient, wie wir es verstehen, Gebrauch von ihr zu machen. Ein Messer kann von Martin Fierro dazu benutzt werden, Brot zu schneiden oder zu töten. Eine Bibliothek kann ein Land erziehen oder stumm und machtlos bleiben, während das ganze Land im Chaos versinkt.



Zweitens: Jede kulturelle Institution, so energisch ihre Handlungsmöglichkeiten auch sein mögen, kann auf ein bloßes dekoratives Attribut reduziert werden, wenn die Nation, die sie beherbergt, sie mit ihrem politischen Ehrgeiz erdrückt.

Drittens: Jede kulturelle Institution hat die Möglichkeit, ein Instrument des Lernens und der imaginierten Veränderung zu sein. Ebenso hat sie die Pflicht, sich damit auseinanderzusetzen, welchen Gebrauch wir von diesen überlebenswichtigen Instrumenten machen. Vielleicht sind diese Möglichkeit und diese Pflicht alles, was wir bewusst anstreben können. Die Zukunft ist zweifellos düster, aber ich glaube, wir können uns Besseres wünschen. Ich weiß, ich wirke naiv, wenn ich das sage, aber ich bin davon überzeugt, dass Bibliotheken und Institutionen wie das Ibero-Amerikanische Institut, die das Denken fördern, Zeugen unserer würdigsten Taten und berüchtigtsten Torheiten sind und für die künftigen Leser die Schlüssel dafür bereithalten, wie sie Ersteres angehen und Letzteres vermeiden können. Und vorallem können sie uns die Konsequenzen jeder unserer Entscheidungen lehren.

Alberto Manguel

Lissabon, 28. September 2020

(Skript der Festrede anlässlich des Festakts zum 90-jährigen Jubiläum des IAI in deutscher Übersetzung. Es gilt das gesprochene Wort.)